Freya von Korff

der Ring der Pharaonen



Freya von Korff:

Der Ring der Pharaonen

Über die Autorin



Freya von Korff wurde 1986 in Hamburg geboren, wuchs in Kiel auf und liebt Geschichten. Ihren Traum vom Schreiben erfüllte sie sich zum ersten Mal, als sie im Jahr 2004 als 17-jährige im Piper Verlag ihren ersten Roman „Jenseits der Zauberweiden" herausbrachte. 2005 folgte die Fortsetzung „Die Reise nach Antaria".

Danach konzentrierte sie sich auf ihren Beruf und ihre Familie. Die promovierte Juristin lebt mit ihrem Mann, ihrer Tochter und ihrem Dackel in Norddeutschland. Die Liebe zu phantastischen Geschichten aber ist geblieben. Nach ihrer Atlantis-SAGA beginnt mit „Der Ring der Pharaonen" ein ganz neues Abenteuer.

MEHR ZUR AUTORIN: WWW.FREYAVONKORFF.COM

Freya
von Korff

der Ring der Pharaonen



Impressum

Copyright: © Dr. Freya Gräfin Kerssenbrock

Umschlaggestaltung: Ria Raven Coverdesign / www. riaraven.de unter Verwendung von Bildern aus Shutterstock

Korrektorat und Lektorat: Berit Jarms, WortART Lektorat, Andrea Kuhn

Herstellung und Verlag: Freya von Korff

FÜR SALLY

LONDON, 3 JAHRE NACH DEN EREIGNISSEN VON SANTORIN ...[1]

[1] Aus Band 3 der Atlantis-SAGA: „Die Götter von Atlantis“

PROLOG



PENELOPE

Sie sieht mich!

Die Worte schossen durch ihren Geist wie ein greller Blitz und sie zuckte so heftig zusammen, dass sie beinahe von ihrem Schemel gefallen wäre. In dem Moment, in dem die strahlend blauen Augen Penelope erfassten, verschob sich etwas. Die junge Frau stürmte lautstark in die Werkstatt, warf die knarzende Holztür hinter sich zu und benötigte gerade einmal eine Sekunde, bevor sie Pen entdeckte. Ihre Blicke fanden sich und für die Dauer eines einzigen, bedeutungsvollen Moments war es fast so, als passierte etwas zwischen ihnen, als wenn sie sich verstanden in einer neuen, unbekannten und doch vertrauten Sprache.

„Ha ...“ Pen musste sich erst räuspern, ehe sie sich von ihrem Hocker erhob und die Frau direkt ansprechen konnte. „Hallo! Kann ich Ihnen helfen?“

Die Frau antwortete nicht. Stattdessen stand sie noch immer bei der Eingangstür, atmete schwer, während der dichte Londoner Regen von ihrem Gesicht auf den langen schwarzen Mantel fiel, den sie trug. Noch immer starrte sie allein Pen an, *sah* sie an. Niemand sah sie sonst. Pen war es gewohnt, dass Menschen in der Goldschmiedewerkstatt

ein- und ausgingen, ohne die unscheinbare junge Angestellte hinter der groben Holztheke auch nur eines Blickes zu würdigen. Diese Frau war anders.

„Wo ist der Ausgang?“, rief sie urplötzlich und drehte den Kopf zu allen Seiten um.

Pen war zu perplex, um darauf einzugehen. Von jetzt auf gleich kam sie sich vor, als wenn sie von dem unaufgeregten Nachmittag in dem Schmuckgeschäft in eine andere Welt gezogen wurde - von einer Frau in einem schwarzen Mantel und mit außergewöhnlich blauen Augen. Pen fiel ein eigenartiger Ring an ihrem Finger auf.

„Wo?“, verlangte die Frau noch einmal und legte die Hand mit dem Ring geräuschvoll auf den Tisch, hinter dem Pen kauerte. Diese fuhr nochmals zusammen und hielt die Luft an, während die Frau ihr nun ganz nah kam. Dunkles, unordentliches Haar fiel ihr in feuchten Strähnen aus einem lockeren Zopf vor die Augen.

„Der Hinterausgang ...“, begann Pen, unterbrach sich jedoch selbst. „Der ist aber nur für Pers...“

Pen geriet abermals ins Stocken. Die Frau konnte nur wenige Jahre älter als Pen selbst sein. Ihr war schleierhaft, wer diese Fremde war, die sie in einem perfekten, aber leicht akzentuierten Englisch ansprach. Noch weniger konnte Pen sich vorstellen, weshalb sie in dieses Geschäft rannte, nur um sogleich den Hinterausgang benutzen zu wollen. War sie etwa auf der Flucht?

„Bitte!“

Es war nicht die Art, wie sie es sagte. Es waren ihre Augen, die Pen zum Handeln bewegten. In ihnen fand sie eine Tiefe, in der sie sich selbst verlieren konnte. Wer auch immer die Fremde war, sie musste schon mehr erlebt haben als manche vielleicht ihr ganzes Leben. Und es hatte Spuren auf ihrer Seele hinterlassen.

„Eine Sekunde“, bat Pen und machte Anstalten sich zu erheben. Sie streckte gerade den Arm aus, um die abgegriffene Krücke zu nehmen, die hinter ihrem Hocker bereitstand, als die Eingangstür abermals aufgerissen wurde.

„Ich habe sie!“, schrie ein Mann in einem dunklen Anzug mit dunklem Hemd und Krawatte. „Sie ist hier!“

„Verdammter ...“, knurrte die Frau, schlug im selben Moment die Enden ihres bodenlangen Mantels zurück und zog etwas kleines Silbernes vom Gürtel. Pen glaubte, ihr Herz bliebe stehen, als der Gegenstand mit einem metallischen Geräusch ausfuhr und sich in einen langen, schimmernden Stab verwandelte, in den zahlreiche Zeichen und Symbole eingraviert worden waren. Ohne zu zögern, stürzte sich die Frau auf den Mann beim Eingang.

Der parierte augenblicklich und wurde doch von der atemberaubenden Geschwindigkeit der jungen Frau überrumpelt. Es gelang ihm nur mit Mühe, dem Schwung ihres Stabes auszuweichen und nach ihren Händen zu greifen. Brüllend rang er mit ihr, legte all sein Gewicht in seine Arme und stieß ihre Hände krachend gegen die Wand. Urplötzlich wirbelte sie aber herum, hob dabei ein Bein und streckte ihn mit nur einem einzigen Tritt nieder. Etwas fiel klirrend zu Boden.

Pen gelang es gerade wieder zu atmen, als die Frau den Kopf hochriss und zurückeilte. „Der Ausgang!“, rief sie Pen hilfesuchend zu und schüttelte mit schmerzverzerrtem Gesicht ihre Finger. „Wo ist der Ausgang?“

Pen überlegte nicht eine Sekunde länger. An diesem Abend würde sie in ihrer Wohnung sitzen und sich fragen, was genau sie hatte aufwachen lassen. War es wirklich möglich, dass in dem kurzen Moment, den sie dieser Frau in die Augen geschaut hatte, sich etwas verändert hatte – vielleicht für immer? Jetzt aber hievte Pen sich mithilfe ihrer

Krücke auf die Füße, stolperte hinter dem Tresen entlang, bis sie zu einer Tür kam. Bereits als sie den Türknauf drehte, stand die Frau neben ihr.

„Einmal gerade durch, dann die zweite Tür auf der linken Seite. Sie ist nicht verschlossen. Im Hof führt eine Feuerschutzleiter nach oben aufs Dach. Sie lässt sich hochziehen, dann kann niemand folgen!“ Die Worte sprudelten nur so aus Pen heraus und auf den Zügen der jungen Frau stand dieselbe Frage, die sie sich selbst stellte. Wieso half sie ihr?

Sie sagte nichts davon. „Ich danke dir“, flüsterte sie ihr stattdessen zu und legte ihr eine Hand auf die Schulter. Pen bemerkte augenblicklich, dass der Ring an ihrem Finger fehlte.

Bevor sie jedoch etwas sagen konnte, erschienen zwei weitere Männer hinter ihr in der Tür. Die Frau raste los und warf die Tür hinter sich ins Schloss.

Pen taumelte zurück, handelte aus reinem Instinkt und hielt ihre Krücke dem ersten der beiden Männer in den Weg. Er stolperte, ging zu Boden und brachte auch den zweiten direkt hinter sich zu Fall.

Ungläubig über sich selbst und auf einen Schlag verängstigt, humpelte Pen rückwärts, bis sie mit dem Rücken an der Wand ankam.

„Du Biest!“, rief einer der Männer und taxierte sie wütend. Gerade als Pen dachte, dass er sich nun auf sie stürzen würde, öffnete der andere jedoch die Tür in das Hinterzimmer des kleinen Raumes und riss seinen Kollegen mit sich. „Das wirst du bereuen!“, rief ihr der Kerl noch zu, bevor auch er im Hinterzimmer verschwand, um nur Sekunden später vor Zorn im Hinterhof aufzuheulen.

Es kam Pen vor, als rannten sie nur einen Herzschlag später an ihr vorbei, zurück durch den Vorderausgang der Werkstatt. Auch der dritte Kerl, den die Frau zuvor

niedergeschlagen hatte, rappelte sich auf und folgte ungelenk seinen Komplizen.

Keuchend schleppte Pen sich zur Tür, schloss sie hastig und verriegelte sie. Erst da gestattete sie es sich, zitternd und bebend zu Boden zu sinken und das Gesicht in den Händen zu vergraben. *Was war das?*, schoss es ihr immer wieder durch den Kopf. *Was habe ich getan?*

Gerade als sie glaubte, sie würde die Nerven verlieren, blitzte etwas in ihrem Augenwinkel auf. Neugierig suchte Pen den Boden ab und entdeckte auf dem Boden zwei kleine glänzende Gegenstände. Vorsichtig nahm sie beide in die Hand und betrachtete sie.

„Was bei allen guten Geistern?“, flüsterte sie, als sie erkannte, dass sie einen Ring in der Hand hielt. Die abgenutzte Ringschiene war in der Mitte zerbrochen, sodass der Edelstein, den sie gehalten hatte, herausgefallen war. Es war der Ring, den die Frau getragen hatte.

Behutsam drehte Pen die einzelnen Teile in ihren Fingern, nahm das Juwel zwischen Daumen und Zeigefinger und hielt es sich genau vor ein Auge. Der Stein war trüb, beinahe farblos, doch je länger Pen hinsah, desto mehr kam es ihr vor, als regte sich etwas in ihm.

Da schlummerte etwas in seiner Tiefe – genau wie in dem Blick der jungen Frau in dem schwarzen Mantel. Und mit jedem Schlag, den Pens rasendes Herz machte, wurde es stärker, als kehrte etwas zurück, das eigentlich längst verloren war.

KAPITEL 1



RIA

Ariane Eleana von Thalburg lief um ihr Leben. Ria musste selbst bei diesem Gedanken mit dem Kopf schütteln, während sie dem kühlen Wind der Londoner Morgenluft trotzte, die Beinmuskeln anspannte und auf das nächstgelegene Dach sprang. Doch in Anbetracht der drei Männer, die ihre Verfolgung aufgenommen hatten, ihr jedoch offenbar nicht auf das Dach gefolgt waren, traf das immerhin zu. Ria machte sich keine Illusionen darüber, was die drei Gestalten mit ihr machen würden, geriete sie ihnen in die Finger.

Aus diesem Grund rannte sie weiter, schwang sich über ein Geländer und setzte zu einem weiteren Sprung an. Erst als sie sich auf dem nächsten Dach im Schutz eines Schornsteins zusammenkauerte und vorsichtig feststellte, dass ihr tatsächlich niemand mehr auf den Fersen zu sein schien, erlaubte sie sich einen tiefen Atemzug.

Was nun? Die Frage schoss ihr beinahe automatisch durch den Kopf und ließ sie ihre Umgebung absuchen. Sie musste das Dach so schnell und so unauffällig wie möglich verlassen. Ihre Erfahrung als geübte Diebin, die

mehr als nur einmal mit ihrer Beute auf der Flucht gewesen war, hatte sie schmerzhaft gelehrt, wie fatal es sein konnte, ausgerechnet auf einem Dach seinen Verfolgern ausgeliefert zu sein. Kein Fluchtweg.

Ria entdeckte die schwere Metalltür, die ins Treppenhaus des Gebäudes führte. Skeptisch betrachtete sie den dicken Knauf, der den Durchgang mit Sicherheit verriegelte. Ria würde gar nicht erst versuchen, auf diesem Weg in die Tiefe zu gelangen. Dafür war die Gefahr, dass die drei Anzugträger ihr dort auflauerten, zu groß. Sie entschied sich für einen anderen Weg.

Mit fest zusammengebissenen Zähnen prüfte Ria die kleine Anzeige an den feinen Metallstäben, die sie um ihre Schuhe herumtrug. Dank ihrer sogenannten Hermesstiefel war es ihr nicht nur möglich, Distanzen mit Sprüngen zu überbrücken, die für Menschen eigentlich viel zu weit waren. In bestimmten Höhen waren die seltenen ozeanischen Wunderwerke auch in der Lage, einen Fall so abzubremsen, dass man selbst bei einem Sturz von mehreren Metern so leicht landete wie eine Katze. Dafür musste die atlantische Energie, die die Geräte speiste, allerdings ausreichen. Rias Stirn legte sich in tiefe Falten, als sie erkannte, dass der winzige, blau leuchtende Balken an der Seite ihres Fußes beinahe verschwunden war.

Sie seufzte tief. Früher einmal war es normal gewesen, Hermesstiefel und die anderen phantastischen Schöpfungen aus Ozeana – der letzten Kolonie von Atlantis – für die Dauer von Tagen aufzuladen, sodass man sich eigentlich nie Sorgen darüber machen musste, dass die Energie in ihnen zur Neige ging. Doch seit den Ereignissen auf Santorin vor drei Jahren, seit die zwölf

Atlantissteine erloschen waren, war alles anders. Zwar war es den klugen Köpfen in Ozeana gelungen, die Strahlung der Meteoritensplitter zu duplizieren. Die daraus gewonnene Energie betrug gegenwärtig jedoch nur einen Bruchteil des Originals. Niemand wusste, wie lange es dauern würde, bis Ozeana dank seiner Technik wieder zu der strahlenden Stadt wurde, als die Ria sie kennengelernt hatte – wenn es Ozeana dann überhaupt noch gab.

Ria vertrieb diese Gedanken. Sie schüttelte nochmals heftig den Kopf und entschied, dass ihr nichts anderes übrigblieb, als den Sprung in die Tiefe zu wagen. Noch einmal prüfte sie ihre Umgebung, stellte sicher, dass ihr niemand gefolgt war, ehe sie auf die Füße sprang und loslief. Ihr Magen machte einen Satz, als sie einen Hechtsprung über die Brüstung wagte, sich elegant in der Luft drehte und in die Tiefe stürzte. Während sie fiel, wurde der Luftzug, der die Enden ihres schwarzen Mantels aufbauschte, langsamer und die atemberaubende Geschwindigkeit, mit der die Welt an ihren Augen vorbeizog, reduzierte sich. Nur für die Dauer eines Herzschlages gab Ria sich der Vorstellung hin, sie würde nicht fallen, sondern fliegen – als wenn sie die brutalen Grenzen ihres irdischen Daseins hinter sich ließe für einen herrlichen, göttlichen Moment.

Jäh kam sie auf dem Boden auf. Die Kräfte der Hermesstiefel versagten und Ria musste sich hastig abrollen, um ihren Sturz unverletzt zu überstehen. Ungelenk und schmerzhaft kullerte sie über den Asphalt und kam keuchend auf dem Rücken zum Liegen.

„So ein verdammter ...“ murmelte sie und starrte in den Himmel, aus dessen dunklen Wolken dicke

Regentropfen auf sie herabfielen. Erst jetzt vernahm sie die Stimmen um sich herum.

„Oh mein Gott. Ist Ihnen etwas passiert?“

„Wo kommt die denn auf einmal her?“

„Sind Sie verletzt?“

Hustend und stöhnend rollte Ria sich zur Seite und machte eine abwehrende Handbewegung in Richtung eines freundlichen Mannes, der ihr aufhelfen wollte. Ein wenig benommen richtete sie sich auf und wollte gerade erklären, dass sie keine Hilfe brauchte, als sie eine weitere Stimme vernahm.

„Da ist sie!“

Erschrocken riss sie den Kopf herum und konnte förmlich fühlen, wie ihr die Farbe aus dem Gesicht wich. Drei Gestalten in dunklen Anzügen kamen um die Ecke und blieben in der schmalen Gasse stehen, in die Ria gerade gestürzt war. Einer von ihnen deutete mit dem Finger auf sie.

„Na wunderbar!“, knurrte Ria, biss die Zähne zusammen und setzte sich widerwillig in Bewegung. Nicht ohne dem freundlichen Mann ein dankbares Lächeln zuzuwerfen, huschte sie an ihm vorbei und raste davon. Nur Sekunden später folgten ihr die drei Männer dicht auf den Fersen.

KAPITEL 2



***

Die Männer rauschten an ihm vorbei. Ihre dunklen Schemen hinterließen einen Luftzug, der durch sein Haar fuhr und ihm Strähnen vor die Augen trieb. Doch erst als auch der dritte Mann in dem schwarzen Anzug vorbeigelaufen war, wagte er es, sich zu rühren. Vorsichtig lugte er aus seinem Versteck und schaute den Gestalten hinterher, wie sie sich durch die enge Gasse vorarbeiteten und schließlich um eine Ecke verschwanden.

Lautlos nahm er die Verfolgung auf. Wie ein Schatten schritt er zügig über das nasse Kopfsteinpflaster, schob sich elegant an den wenigen Passanten vorbei, die ihm verblüffte Blicke zuwarfen und blieb schließlich an der Ecke stehen, wo die drei Männer aus seinem Sichtfeld verschwunden waren.

Er hatte gerade die Augen geschlossen und war im Begriff, sich auf seine anderen, seine tiefen Sinne einzulassen, als er eine Stimme vernahm.

„Da ist sie!“

Ruckartig riss er den Kopf herum und starrte vorsichtig um die Ecke. Der Anblick ließ sein Herz einen Schlag aussetzen.

Da ist sie, schoss es auch ihm durch den Kopf, als er die junge Frau entdeckte, die in diesem Moment inmitten der Gasse aufstand, als sei sie gerade aus großer Höhe gesprungen. Blau flackerndes Licht ging von dem silbrigen Gerät aus, mit dem ihre Stiefel versehen waren, erlosch jedoch, kaum dass sie aufrecht stand. Der Wind fuhr durch ihr unordentliches Haar und entblößte ihre Ohren, in denen eine Vielzahl von Ohrringen glitzerte. Ihre blauen Augen strahlten selbst im Grau des düsteren Nachmittags und fixierten ihre Verfolger. Ihn sah sie nicht.

Endlich. Es hatte mehr als eine Woche gedauert, bis er ihr Signal aufgespürt und sie in London hatte lokalisieren können. Für den Bruchteil eines Moments wünschte er sich, sie würde ihn sehen, sehnte es geradezu herbei, dass ihre Blicke sich trafen und sie verstand, dass nicht allein die drei Männer ihr auf den Fersen waren. Sie sollte wissen, dass er sie gefunden hatte.

Doch bevor er auch nur darüber nachdenken konnte, was sie täte, würde sie ihn tatsächlich entdecken, wirbelte sie bereits herum und lief davon. Ihre Verfolger kamen ihr erbarmungslos hinterher.

Er aber blieb stehen und verzichtete darauf, der jungen Frau nachzujagen. Er war überzeugt davon, dass es nichts bringen würde, ihr hinterherzulaufen wie ein wilder Hund, der ihre Spur aufgenommen hatte. Wenn er sie stellen, ihr wahrhaftig gegenüberstehen wollte, musste er einen anderen Weg einschlagen.

Wieder schloss er die Augen. Dieses Mal ließ er sich jedoch nicht ablenken, sondern konzentrierte sich, erinnerte sich an das Bild der jungen Frau und rief sich das Gefühl in Erinnerung, das ihn bei ihrem Anblick gepackt hatte. Es war ihm wohltuend, vertraut und gleichzeitig aufregend vorgekommen. Die wenigen Sekunden, in denen er sie gesehen hatte, hatten etwas in ihm zum Schwingen gebracht, das er nun mit der ganzen Kraft seiner Gedanken einzufangen versuchte. Schließlich streckte er seine tiefen Sinne aus, noch immer erfüllt nur von ihr und suchte sie. Schweiß rann ihm über die Stirn, und er musste sich anstrengen, um ihre Präsenz nicht zu verlieren – nicht noch einmal.

Hab ich dich! Er spürte, wie sich ein Lächeln auf seine Lippen legte, als er sie mit seinen tiefen Sinnen fand. Wie ein roter Faden zog sich ihre Fährte durch seinen Verstand und er sah, wo sie entlanglief – und wo sie hinwollte.

Er zögerte keine Sekunde länger. Entschlossen setzte auch er sich in Bewegung und drückte dabei einige Knöpfe auf dem Gerät an seinem Handgelenk. Das Geräusch von metallischen Hufen auf festem Pflaster ertönte, gefolgt von den überraschten Rufen einiger Passanten. Als er den Kopf hob, lief ein schwarzes, gänzlich aus Metall bestehendes Pferd bereits auf ihn zu, blieb abrupt vor ihm stehen, sodass er sich mit einer einzigen raschen Bewegung auf seinen Rücken schwingen konnte.

„Los!“, rief er, ignorierte die erstickten Schreie und fragenden Rufe um sich herum, als der Hippoide umdrehte und von jetzt auf gleich in einen rasenden Galopp fiel.

Er musste sich beeilen. Sie durfte ihm nicht entkommen.

KAPITEL 3



RIA

Bis dann, Jungs!“

Ria konnte nicht anders, als den drei Männern zuzuwinken, während diese perplex dabei zusahen, wie Ria auf dem Oberdeck eines roten Doppeldeckerbusses an ihnen vorbeirauschte. Während zwei von ihnen ihr mit offenen Mündern nachstarrten, besaß immerhin einer von ihnen die Geistesgegenwart, ein Telefon an sein Ohr zu pressen und hastig hineinzusprechen. Ria ließ das kalt. Sie würde bei der erstbesten Gelegenheit von diesem Bus springen. Selbst wenn die Männer die Route des Busses kannten, konnten sie unmöglich sagen, wann Ria ihre Fahrt beenden würde. Sie war ihnen entkommen und es gab nichts, was die drei dagegen tun konnten.

Lachend ließ Ria sich auf einen der leeren Sitze fallen. Sie war allein. Bei dem schlechten Wetter schien nicht ein einziger Tourist die Lust zu verspüren, London von hier aus zu betrachten. Ria hatte das Dach des Busses ganz für sich und scheinbar das erste Mal an diesem Tag die Gelegenheit tief durchzuatmen. Am Ende war es ein

Leichtes gewesen, ihre drei Verfolger abzuschütteln. Sie war die Treppen in den U-Bahn-Tunnel 'Temple' hineingelaufen. Doch statt dort in den Zug zu springen, war sie direkt durch den nächsten Ausgang wieder zurück an die Oberfläche gerannt und so unauffällig wie möglich in einen der roten Touristenbusse gestiegen. Als ihre Verfolger sie dort auf dem Oberdeck entdeckt hatten, war das Gefährt schon längst bei voller Fahrt gewesen.

Ein eigenartiges Gefühl von Zufriedenheit überkam Ria. Es war lange her, dass sie so hartnäckige Verfolger abschütteln musste. Früher einmal war es das natürlichste der Welt für sie gewesen, durch die Straßen zu hetzen, nur um sich in Sicherheit zu bringen. Jetzt kam es ihr wie die Erinnerung an ein anderes Leben vor, das sie schon lange hinter sich gelassen hatte. Sie war keine Diebin mehr, sie war nun etwas anderes – und die Menschen von damals nicht mehr an ihrer Seite.

Der Ruck, mit dem der Bus an einer Ampel zum Stehen kam, riss Ria aus ihren Gedanken. Als sie nach vorne schaute, entdeckte sie die Themse, die sich wie ein graues Band mitten durch die dichte Londoner Bebauung zog. Mehrere Brücken führten über den breiten Fluss und an einer von ihnen blieben Rias Augen hängen.

„Die Millennium Bridge“, murmelte sie und fasste kurzerhand einen Entschluss. Genau in dem Moment, da der Bus sich wieder in Bewegung setzte, kam Ria auf dem rauen Asphalt der Straße auf und huschte in Windeseile auf den Gehweg. Sie biss fest die Zähne zusammen, als sie am Ufer der Themse ankam, sich an dem Metallgeländer abstützte und abwartete, bis das unangenehme Kribbeln in ihren Beinen nachließ. Ohne brauchbare Hermesstiefel war der Sprung von einem Bus selbst

für jemanden, in dessen Adern das Blut der alten Atlanter floss, eine schmerzhafte Angelegenheit.

Nachdem sich ihre Beine einigermaßen beruhigt hatten, richtete Ria sich auf und schlenderte bewusst unbekümmert im Strom der Touristen in Richtung der Brücke. Die Kuppel von St. Pauls Cathedral erhob sich bedrohlich am anderen Ufer des Flusses und erinnerte Ria ein wenig an Ozeana mit seinen zahlreichen Wasserstraßen, Übergängen und Kupferdächern. Wie gerne wäre sie jetzt in der verborgenen Stadt, würde mit ihrer Freundin Calla durch die Straßen schlendern und sich über Percy – ihren Zwillingsbruder – aufregen. Doch sie konnte nicht. Dafür war das, was sie nach London gebracht hatte, einfach zu wichtig.

Zumindest redete sie sich das erfolgreich ein, als sie mit nachdenklicher Miene die moderne Brücke betrat und den Weg über das Wasser begann. Als sie die Mitte erreichte, wurde sie unbewusst langsamer und erlaubte sich, den Schiffen dabei zuzusehen, wie sie flussaufwärts schipperten, in den Wellen des stürmischen Tages schaukelten und doch nie von dem Kurs abkamen, der ihnen bestimmt war. Ria beneidete sie für einen Augenblick um die klare Richtung, der sie folgen konnten und um das Ziel, dem sie sich stetig näherten.

Während sie dastand, tief in Gedanken an ihr früheres Leben, ihre Familie und denjenigen versunken, der zuhause auf sie wartete, fiel es ihr zu spät auf. Als sie den Kopf hob und feststellte, dass um sie herum niemand war, dass sie ganz allein auf der mächtigen Brücke stand, gab es bereits nichts mehr, was sie tun konnte. Augenblicklich drehte sie sich um, wollte den Rückweg antreten, verharrte aber mitten in der Bewegung.

„So ein verdammter ...“ Der Fluch blieb ihr im Hals stecken, als sie die drei Männer in den Anzügen entdeckte, die einen Passanten nach dem anderen dazu drängten, die Brücke zu verlassen und andere davon abhielten, Ria zu folgen.

Sie drehte sich wieder um, setzte schon an, die Flucht nach vorn anzutreten, als sie abermals innehielt. „Oh nein.“

Er war wie aus dem Nichts aufgetaucht. Ria war sich sicher, dass dort, nur wenige Meter von ihr entfernt, gerade noch niemand gestanden hatte. Doch nun war er hier und ihr so nah, dass sie wusste, dass es kein Entkommen mehr gab. Er hatte sie gefunden.

Instinktiv wich sie einen Schritt zurück und verlagerte ihr Gewicht nach hinten. Wie von selbst glitt ihre Hand zu der Waffe an ihrem Gürtel.

„Lass mich vorbei!“

Die Gestalt vor ihr antwortete nicht. Er bewegte sich nicht einmal, tat nichts, um auf Rias offensichtliche Verteidigungshaltung zu reagieren. Stattdessen neigte er nur den Kopf und musterte sie.

Wind kam auf und bauschte dem jungen Mann die Enden des knielangen Mantels auf, der ihm geöffnet über den Schultern hing und so den Blick auf seine schlanke Statur freigab. Ein breiter Gürtel mit einer auffälligen silbernen Schnalle hing ihm um die Hüften. Sie bestand aus demselben Metall wie der Gesichtsschutz, den er trug. Schwarzes Haar unter einer schlichten Kapuze fiel auf schimmernde Züge, die Ria grob an die Masken erinnerte, die sie erst gestern im British Museum bewundert hatte. Totenmasken. Wenn Ria es nicht besser

gewusst hätte, hätte sie gedacht, vor ihr stünde ein zum Leben erwachter Pharao.

„Was willst du?“, spie Ria und gab sich alle Mühe, sich nicht anmerken zu lassen, wie sie von Sekunde zu Sekunde nervöser wurde. Im Kopf ging sie ihre Möglichkeiten durch. Es wäre das Beste, einem Kampf aus dem Weg zu gehen – insbesondere, da sie die Kräfte ihres Gegenübers nicht einschätzen konnte. Sie selbst war vielleicht im Besitz von Fähigkeiten, die über die eines normalen Menschen hinausgingen. Doch wenn sie darauf hörte, was ihr ozeanisches Gespür ihr sagte, dann traf das auch auf den Mann vor ihr zu. Ihre tiefen Sinne sangen nicht, sie schrien. Wer oder was auch immer vor ihr stand: Es handelte sich nicht um einen gewöhnlichen Menschen.

„Du solltest nicht hier sein.“ Die Stimme, mit der er schließlich zu ihr sprach, klang seltsam verzerrt und tief. Offenbar verbarg diese Maske nicht nur sein Gesicht.

„Also, du bist derjenige, der Jagd auf sie macht, oder?“, rief Ria unbeeindruckt zurück. „Du steckst hinter den Attacken auf die Ozeanier.“

Bei diesem Vorwurf hob der Fremde wieder seinen Kopf, schwieg jedoch.

Ria reichte das als Bestätigung vollkommen aus. „Warum?“ Der Zorn brodelte in ihr hervor und sie hatte sich kaum noch genug im Griff, um sich nicht hier und jetzt auf den Mann zu stürzen. „Was willst du von ihnen? Wir haben dir doch gar nichts getan!“

„Ihr habt nichts getan?“, gab er zurück und jetzt glaubte Ria, den Ansatz einer echten Stimme hören zu können. Offenbar konnte auch er nicht vollkommen verstecken, was er war.

„Ihr habt alles geändert! *Du* hast alles geändert!“

Er machte einen großen Schritt auf sie zu, war jetzt kaum mehr als eine Armeslänge von ihr entfernt. „Ist es nicht so, Prinzessin von Atlantis?“

Der Stich, den Ria glaubte, in ihrer Brust zu spüren, raubte ihr den Atem. Es war lange her, dass sie jemand so genannt hatte, dass jemand sie daran erinnerte, wer sie einst für eine kurze schicksalhafte Zeit gewesen war.

„Das bin ich nicht mehr! Ich ...“

Bevor sie den Satz auch nur ansatzweise beenden konnte, wich sie wie von selbst zurück. Wie die düstere Gestalt vor ihr, erschien auch die Waffe wie aus dem Nichts. Eine gleißende Klinge aus reinem Licht zerschnitt die Luft und Ria beugte sich blitzschnell nach hinten, um ihr zu entgehen. Sie entkam nur um Haaresbreite. Ein heißer Schmerz fuhr über ihr linkes Auge hinweg und schien sich kurz bis in ihren Augapfel auszubreiten. Rias Sicht verschwamm. Doch gerade, als sie glaubte, sie hätte eine Wunde davongetragen, kehrte ihre Sehkraft zurück.

Mit einem Schritt zur Seite wirbelte Ria um ihren Gegner herum, griff dabei nach dem ozeanischen Kampfstab an ihrem Gürtel und fuhr ihn in derselben Bewegung aus, mit der sie auch zum Gegenangriff ansetzte.

Das Ende des metallischen Stabes traf die mysteriöse Gestalt empfindlich unter den Rippen und ließ den Mann ächzen.

Unverwundbar bist du schonmal nicht!, dachte Ria triumphierend und wollte zum nächsten Angriff ausholen, als die Gestalt erneut ihre leuchtende Waffe schwang. Ria parierte rechtzeitig, wollte den Schlag, der auf sie zukam, blockieren und wappnete sich bereits für ein

Aufeinanderprallen. Stattdessen fuhr die Waffe ihres Gegners durch ihre eigene, als bestünde sie aus Butter.

„Was ...“, rief Ria auf, als der Fremde sie beinahe lässig zur Seite stolpern ließ. Sie drohte das Gleichgewicht zu verlieren, fing sich gerade noch so eben am Brückengeländer. Kaum hatte sie sich aufgerichtet, durchzuckte ein brennender Schmerz ihre Hand.

Erst dachte sie auch jetzt, dass sie dort einen Schnitt davongetragen hatte. Doch dann fiel ihr auf, dass das Metall ihres Kampfstabes auf einen Schlag unerträglich erhitzt war. Erschrocken ließ Ria ihn los und sah fassungslos dabei zu, wie er nicht einmal mehr zu Boden fiel. Stattdessen verwandelte er sich in feinsten Staub, der sogleich vom feuchten Wind erfasst und davongetragen wurde.

„Es ist vorbei.“

Ria musste nicht aufsehen, um zu wissen, dass der Fremde seine Klinge aus Licht auf sie gerichtet hatte. Genauso sicher wusste sie, dass er richtig lag.

„Worauf wartest du?“, blaffte sie ihn an, als sie schlussendlich doch ihren Blick hob. Unbeugsam versuchte sie durch die Maske des Fremden in dessen Augen zu sehen. Alles, was sie fand, war unendliches Dunkel. „Willst du mich jetzt genauso töten wie all die anderen?“

„Töten?“ Als wäre diese Bemerkung lächerlich und nicht so todernst, wie Ria sie meinte, neigte der Unbekannte erneut seinen Kopf.

„Ist es nicht das, was du und deine Schergen mit ihnen macht?“ Ria deutete mit dem Kopf nach hinten auf die Männer in den schwarzen Anzügen. Sie spürte, wie der Zorn in ihr zu Brodeln begannen. Nach allem, was

sie erlebt, nach den Gefahren, die sie überstanden hatte, war dies das Ende ihrer Geschichte? Würde es so ausgehen? Eine Stimme in ihrem Hinterkopf flüsterte ihr zu, dass es nicht so war. Zuerst war das Gefühl kaum wahrnehmbar. Doch mit jedem weiteren Herzschlag spürte Ria mehr, dass es einen Ausweg aus dieser Situation gab.

Die Gestalt machte wieder einen drohenden Schritt auf sie zu. Die Spitze der Klinge war nun nur noch Zentimeter von Rias Nasenspitze entfernt. „Ich töte euch nicht", erklärte die unnatürlich verzerrte Stimme.

Rias Atmung beschleunigte sich. Ihr wurde auf einen Schlag klar, dass sie Zeit gewinnen musste. Der richtige Augenblick war noch nicht gekommen.

„Du lässt sie also nur verschwinden?"

Der Fremde deutete ein fast unmerkliches Nicken an. „So kann man es auch ausdrücken."

„Ich konnte noch nie Leute ab, die in Rätseln sprechen."

„Dann wirst du jetzt herausfinden, was ich meine." Ein finsteres Lächeln schien in diesen Worten mitzuschwingen und Ria kamen die starren, antiken Züge plötzlich schrecklich grausam und makaber vor.

„Vielleicht", murmelte sie und nahm einen tiefen Atemzug. „Aber nicht heute!"

Mit diesen Worten streckte sie ihren Fuß aus, traf ihren Gegner mitten im Bauch und stieß ihn kraftvoll von sich. Noch bevor er begriff, was geschehen war, ließ Ria sich nach hinten fallen und tauchte kopfüber rückwärts über das Geländer der Brücke hinab in die Tiefe.

Während sie fiel, sich gekonnt einmal drehte und schließlich mit den Füßen zuerst in die Tiefe rauschte, schloss sie die Lider und ging vollständig in ihren tiefen Sinnen auf. Ein herrliches, vertrautes und aufregendes Kribbeln breitete sich über ihre Haut aus und wurde immer stärker. Als sie schließlich genau im richtigen Moment auf dem Rücken des Hippoiden landete, war ihr, als explodierte etwas in ihr. Zwei Arme legten sich um sie.

„Wo warst du so lange?“, rief sie Ben Metellus zu, als sie endlich die Augen öffnete.

Dessen Blick war starr nach vorne gerichtet, nur einer seiner Mundwinkel zuckte. „Du kennst mich doch“, rief er Ria über das Donnern zu, mit dem die Hufe seines künstlichen Pferdes die Wasseroberfläche der Themse aufpeitschten. „Ich warte immer bis zur letzten Sekunde, um dir den Hals zu retten.“

Das tust du, dachte Ria. Sie beugte sich zur Seite, um zurück zur Millennium Bridge und der unheimlichen Gestalt zu schauen, die sie beinahe besiegt hätte. Der Mann in der Maske aber war verschwunden.

KAPITEL 4



BEN

Die Limehouse Marina kam erst nach einer gefühlten Ewigkeit in Sicht. Noch immer raste der Hippoide über die braungrüne Oberfläche der Themse, vorbei an Barkassen, Schiffen und Touristen an den Londoner Ufern, die ihnen fassungslose Blicke zuwarfen.

„Du weißt schon, dass uns jeder sehen kann", murmelte Ria noch immer an seine Brust gepresst. Die Hufe des Hippoiden wirbelten die Wasseroberfläche auf und benetzten Rias Gesicht. Die feine Schicht aus Wasser verlieh ihren ebenen Zügen einen mystischen Glanz.

Ben ging auf die Bemerkung nicht ein. Er zwang sich die Menschen und ihre Neugierde ebenso wie die junge Frau zu ignorieren, die sich jetzt zwischen seinen Armen an ihn schmiegte, als wäre es das natürlichste der Welt. Ein flaues Gefühl breitete sich in seinem Magen aus und sein Hals wurde rau, als ihr herrlicher Duft in seine Nase stieg. Er hatte verdrängt, wie stark ihre Wirkung auf ihn sein konnte, wie nur wenige Augenblicke in ihrer Nähe genügten, um seinen Verstand zum Stillstand zu

bringen. Es kostete ihn beinahe mehr Selbstbeherrschung, als er aufbringen konnte, um sie nicht anzusehen, sondern sich allein auf ihren Ritt zu konzentrieren.

„Ben! Die machen Videos von uns."

„Darum kümmern sich meine Leute schon", knurrte Ben und steuerte sein künstliches Pferd mitten hinein in die Marina, wo sie zwischen mehreren kleinen Booten verschwanden. Er wählte einen bewusst umständlichen und nicht nachzuvollziehenden Weg, bis schließlich die silbern schimmernde Yacht zwischen zwei deutlich größeren Wassergefährten auftauchte.

Ohne ein Wort seines Herren wurde der schwarze Hippoide langsamer und trug seine beiden Passagiere zu dem ozeanischen Transporter, auf den mit silbernen, geschwungenen Lettern der Name CALYPSO angebracht worden war.

Schließlich kam der Hippoide auf dem Wasser vor einer Leiter zum Stehen, deren Sprossen Ria ohne zu zögern ergriff. Nachdem sich auch Ben vom Rücken seines Pferdes geschwungen hatte, öffnete sich eine Luke im Rumpf des Bootes, in die der Hippoide hineinlaufen konnte.

Stumm folgte Ben Ria, wie sie mit geübten Bewegungen an Deck des kleinen Transporters kletterte. Oben angekommen, stemmte sie die Hände in die Hüften und ließ ihren Blick einmal über das ganze Deck schweifen. Schließlich drehte sie sich schwungvoll zu Ben um und sah ihn aus ihren großen Augen fragend an.

„Bist du etwa allein hier?", fragte sie erstaunt.

Ben hielt einen Moment inne, schaute Ria an und nahm ihren Anblick in sich auf. Sie sah gut aus, schön und stolz wie immer, gehüllt in einen schwarzen Mantel

wie der Mann, bei dem sie ihr Leben verbracht hatte – den Beginn ihres Lebens. Der Kampf auf der Brücke hatte jedoch auch Spuren hinterlassen. Ihr Haar wehte zerzaust im Wind und ein roter Striemen zog sich einmal quer über ihr linkes Auge. Ernsthaft verletzt schien sie allerdings nicht zu sein.

„Die CRONOS liegt in Tilbury“, gab Ben gedämpft zurück, machte einen Schritt auf Ria zu, die umgekehrt auch auf ihn zukam. Sie streckte einen Arm nach ihm aus, doch bevor sie ihn berühren konnte, ließ Ben sie stehen und ging an ihr vorbei in Richtung des Eingangs zum Unterdeck.

„Ben?“

Ben antwortete nicht, sondern betrat stumm die schmalen Stufen und verschwand im Inneren des Schiffes. Anhand der zaghaften Schritte hinter ihm wusste er, dass Ria ihm folgte.

„Ben?“, fragte sie noch einmal, als er weiterhin keine Anstalten machte, auf sie einzugehen und stoisch weiter in Richtung der kleinen Kabine marschierte, von der aus die ozeanische Yacht gesteuert wurde.

Er wollte gerade grob die Tür aufstoßen, als Ria sich wie ein schwarzer Schemen an ihm vorbeischob und sich ihm in den Weg stellte.

„Ben!“

Er hielt inne, ließ den Arm sinken und starrte auf die zierliche Frau hinab, die nur noch Zentimeter von ihm entfernt war. Erneut stieg ihm ihr Duft in seine Nase und gegen seinen Willen fuhr ihm ein wohliger Schauer über den Rücken. Sein Herzschlag beschleunigte sich.

„Lass mich durch“, sagte er und ärgerte sich selbst darüber, wie rau er klang.

„Sprich mit mir“, verlangte Ria ruhig und in einem beinahe besonnenen Tonfall.

„Ich muss das Schiff hier raus steuern, bevor uns jemand entdeckt.“

„Wir haben noch ein paar Minuten“, entgegnete Ria entschlossen.

„Das sehe ich anders.“

„Ben“, versuchte Ria es noch einmal. „Bitte!“ Sie sprach mit einer Stimme zu ihm, von der er genau wusste, dass sie sie so gut wie nie verwendete. Es lag nicht wie sonst ihr sarkastischer Unterton darin. Stattdessen klang Ria verbindlich, vertraut, verletzlich sogar. So sprach sie allein mit ihm. „Lass uns reden.“

„Ach, jetzt willst du reden?“, gab Ben geradezu schnippisch zurück. Kopfschüttelnd schob er sie beiseite und achtete darauf, dass seine Finger ihre Haut nicht berührten. Mit einem Knall ließ er seine Handfläche auf die Kabinentür donnern und presste sie energisch auf. Graues Tageslicht fiel durch die Frontscheibe in seine Augen, als er sich in den kleinen Stuhl vor den Kontrolltafeln fallen ließ und wie in Trance die Knöpfe und Schalter bediente.

„Und worüber willst du reden, wenn ich fragen darf? Willst du vielleicht unser letztes Gespräch fortsetzen?“

Er spürte ihre Blicke auf sich, meinte selbst zu spüren, wie sich ihr Brustkorb schmerzhaft zusammenzog. Seine tiefen Sinne waren nie besonders ausgeprägt gewesen. Doch Ria hatten sie stets erfasst, als wäre sie nur eine Erweiterung seiner selbst. Offenbar taten sie das auch jetzt noch.

„Das ist nicht fair“, murmelte sie leise.

„Nicht fair?“

Sein Stuhl gab ein grauenvolles Quietschen von sich, als er sich ihr zu drehte.

Er verschränkte die Arme, runzelte die Stirn und hob stolz das Kinn. „Weißt du, was nicht fair ist?“

Sie schloss abwehrend den Mund, wohl wissend, dass sie jetzt lieber nichts sagen sollte.

„Einfach zu verschwinden! Von jetzt auf gleich. Für zwei Monate. Ohne jede Erklärung!“

„Das stimmt nicht“, ging Ria hastig dazwischen. „Ich habe dir eine Nachricht hinterlassen.“

„Du meinst diese hier?“ Ruckartig zog Ben ein zerknittertes Papier aus seiner Brusttasche hervor. Als er die Notiz in Rias Zimmer auf ihrem Bett mit seinem Namen darauf gefunden hatte, war es noch weiß und unversehrt gewesen. Jetzt war seine Farbe vergilbt, die Ränder ausgefranst und die Schrift darauf beinahe unlesbar. Ben aber musste nicht auf die geschwungenen Buchstaben schauen, um Wort für Wort zitieren zu können, was Ria ihm geschrieben hatte: „Ich muss gehen. Vergib mir. Ich komme zurück. Versprochen.“

Mit jeder Silbe, die Ben sprach, schien Ria kleiner zu werden. Das Tageslicht verdüsterte sich und ein Schatten legte sich über ihre Züge. Für einen Moment erinnerte sie Ben an das Mädchen, das er einst in Ozeana kennengelernt hatte: Verloren, bis zur Selbstaufgabe tapfer und in der Tiefe ihres Herzens vollkommen allein.

Es verging eine Weile, die Ben wie eine Ewigkeit vorkam, ehe Ria wieder die Stimme erhob. „Ich meinte alles davon“, erklärte sie leise.

„Bis auf den Teil, dass du zurückkommst“, gab Ben zurück. Er wollte wütend, zornig, strafend klingen. Doch

er wusste selbst, dass er sich ganz anders anhörte. Er war verletzt.

„Das stimmt nicht. Ich wollte ..."

„Zwei Monate, Ria", schnitt Ben ihr das Wort ab. „Mehr als acht Wochen ohne irgendeine Nachricht von dir. Sechzig Tage, in denen Percy fast durchgedreht ist."

Bei der Erwähnung ihres Zwillingsbruders rollte Ria mit den Augen. „Percy hat gerade andere Themen, um die er sich kümmern kann."

„Du meinst seinen Sohn?" Ben erhob sich jetzt wieder. „Ist es das? Bist du deswegen abgehauen? Weil Percy jetzt eine eigene Familie hat. Ria!" Er beschwor sie jetzt förmlich, konnte sich aber noch immer kaum vorstellen, dass dies der Grund für Rias plötzliches Verschwinden war. Doch gerade als er die Arme heben und sie ihr auf die Schultern legen wollte, drehte sie sich weg und machte eine abschätzige Handbewegung.

„Ich bin nicht wegen Tristan gegangen, Ben!" Aus dem Augenwinkel warf sie ihm einen vernichtenden Blick zu. „Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr ich mich über Tristans Geburt gefreut habe. Das war einer der schönsten …" Sie brach ab und ein verräterisches Glänzen trat in ihre Augen.

„Was ist es dann?" Ben ließ seine Arme sinken und machte keine Anstalten mehr auf Ria zuzugehen. Ein quälender Gedanke bahnte sich einen Weg in sein Bewusstsein, blieb dort hängen und ließ sich nicht länger vertreiben. „Ist es meinetwegen? Habe ich irgendetwas getan?"

Ria antwortete darauf nicht. Die Feindseligkeit in ihrem Gesicht löste sich auf und hinterließ einen Ausdruck, den Ben noch nie an ihr gesehen hatte. Sie sah ihn

mit einer Mischung aus Sehnsucht, Trauer und etwas an, das Ben nicht deuten konnte. Furcht? Mitleid?

„Mich hat eine Nachricht erreicht“, erklärte sie schließlich und musste erst tief Luft holen, bevor sie weitersprechen konnte. „An dem Abend der Party. Als wir Tristans Geburt gefeiert haben. Sie kam auf einer ozeanischen Frequenz.“

Ben hob irritiert eine Augenbraue. Ria sprach, als sei das alles neu für ihn, als hätte der ozeanische Orden nicht im letzten Jahr eine Menge dieser Nachrichten abgefangen. „Wir bekommen auch weiter noch Hilferufe. Wir wissen, dass jemand Jagd auf die Ozeanier außerhalb der Stadt macht.“

Ria schüttelte vehement den Kopf und kam einen Schritt auf ihn zu. Sie war kaum mehr als eine Armeslänge von ihm entfernt und erneut musste Ben an sich halten, um die Distanz zwischen ihnen nicht einfach zu überbrücken und sie in seine Arme zu schließen. Seit Wochen konnte er nur daran denken, ihr endlich wieder gegenüberzustehen, hatte davon phantasiert, wie ihre Begegnung ablaufen würde. Nichts hiervon kam seinen Träumen auch nur nahe.

„Das war kein Hilferuf wie einer von denen“, sagte Ria. „Dieser war anders.“

„Inwiefern?“ Ben versuchte sich zu wehren, doch er kam nicht umhin, dass echte Neugierde ihn packte.

„Er stammte nicht von jemandem aus Ozeana.“

„Wie kommst du darauf? Wenn diese Person eine ozeanische Frequenz benutzt hat ...“

„Sie stammte von einer Frau namens Abigail Nefer.“

Ben schloss den Mund, überrascht und zugleich irritiert, als Ria zügig fortfuhr: „Ich habe sämtliche

Datenbanken und Archive durchforstet. Es gibt keine registrierte Ozeanierin mit diesem Namen. Aber der Kanal, den sie benutzt hat, war sicher."

Ben legte eine Hand an sein Kinn und strich sich mit den Fingern über seinen leichten Bartansatz. „Und was wollte sie?"

Ria schluckte erst sichtbar, bevor sie darauf antwortete. „Sie bat mich, zu ihr zu kommen. Mich persönlich."

Kälte breitete sich auf Bens Haut aus. Ein ungutes Gefühl beschlich ihn und dem Umstand nach zu urteilen, dass Ria seinem Blick auswich, während sie sprach, war es ihr genauso gegangen. „Sie sagte, sie hätte etwas, das nicht in die falschen Hände geraten dürfte. Sie wollte es mir geben, damit ich es in Sicherheit bringe."

„Und was, wenn ich fragen darf?"

Jetzt sah Ria wieder zu ihm auf, verzog allerdings schon fast entschuldigend den Mund. „Das hat sie nicht direkt ..."

„Ria!" Ben konnte nicht mehr anders. Frustriert vergrub er das Gesicht in den Händen und ließ sich zurück in seinen Stuhl fallen. „Und deswegen rennst du für zwei Monate davon? Weil dir eine völlig Unbekannte sagt, du müsstest etwas in Sicherheit bringen, von dem du nicht einmal weißt, was es ist?"

„Sie sagte, es darf nicht in die falschen Hände geraten. Jemand ist hinter ihr her. Dieselben Leute, die Jagd auf die Ozeanier machen!"

Ruckartig zog Ben die Hände von den Augen, sodass er Ria wieder ansehen konnte. Die hatte sich vor ihm aufgebaut und stemmte die Hände in die Hüften. „Sie wusste alles. Sie wusste mehr als wir! Sie sagte, sie weiß,

was mit unseren Leuten geschieht. Und auch wer hinter ihnen her ist!“

Ben schnaubte nur, als ihm keine geeignete Erwiderung darauf einfiel. Langsam, aber sicher sickerte die Erkenntnis zu ihm durch, dass Ria womöglich tatsächlich einen guten Grund gehabt hatte, Ozeana zu verlassen. Warum sie das aber allein getan und weder Ben noch ihrem Bruder oder dessen Frau Calla etwas davon gesagt hatte, erklärte das nicht.

„Und du weißt, wo man diese Frau finden kann?“, fragte er deutlich leiser als zuvor.

„Was glaubst du, weswegen diese Leute hinter mir her waren?“ Ria versuchte sich an einem schwachen Lächeln und Bens verräterisches Herz setzte bei dem Anblick einen Schlag aus. „Die Nachricht stammte aus London. Allerdings habe ich herausgefunden, dass sie nur von hier aus weitergeleitet wurde. Ich habe versucht, die Ozeanier ausfindig zu machen, die sie empfangen und an uns weitergesendet haben. Aber es hat sich niemand gemeldet. Kein Lebenszeichen, nichts! Ich habe Wochen gebraucht, sie zu finden. Und als ich sie ...“ Sie stockte und senkte den Kopf. „... Sie waren ... Sie waren genau wie die anderen.“

„Im Koma“, beendete Ben Rias Gedanken.

„Das ist kein Koma“, murmelte Ria. „Ich habe sie gesehen. Es war, als wäre ihnen ihr Bewusstsein geraubt worden. Es war noch da, aber verborgen, als wären sie in einem Traum, aus dem sie einfach nicht erwachen wollten.“

Ben wusste genau, wovon Ria sprach. Seit gut einem Jahr kam es immer wieder zu Vermisstenmeldungen von Ozeaniern, die sich nicht innerhalb der sicheren

Lagunenstadt aufhielten. Die wenigen, die der Orden hatte finden können, waren in einem Dämmerzustand angetroffen worden, wie Ria ihn beschrieb: Schlafend, träumend und unmöglich zurückzuholen. Ein verstörender Anblick, der ihn bis in den Schlaf verfolgte.

„Und du weißt, wo wir hinmüssen?", wollte Ben wissen, als es ihm gelang, sich aus seinen Erinnerungen an die vielen leblosen Körper zu lösen.

„Ja", sagte Ria und ihr zaghaftes Lächeln wurde ein winziges Stückchen breiter. Sie ging nicht darauf ein, dass er sich ihr ohne ein weiteres Wort anschloss. Wenn sie etwas dagegen hatte, behielt sie es für sich. Stattdessen sagte sie: „Und sie hat mir sehr wohl gesagt, was wir in Sicherheit bringen sollen."

Ben hob erwartungsvoll die Augenbrauen, als Ria sich neben ihn stellte und mit geschickten Fingern begann, Koordinaten mithilfe der Tastatur einzugeben.

„So?", fragte Ben noch immer leicht gereizt.

„Sie sagte, es ging um den Ring der ..."

Weiter kam Ria nicht. Stattdessen weiteten sich ihre Augen, sämtliche Farbe wich aus ihrem Gesicht und sie hob erschrocken die Hand. „Mein Ring", flüsterte sie panisch. „Wo ist mein Ring?"

Ben kam es vor, als träfe ihn ein Stich. Vor wenigen Sekunden hatte er sie wieder gespürt: Die Verbundenheit zu Ria, die gemeinsame Abenteuerlust, die Einstimmigkeit zwischen ihnen. Sie verging jäh, als Ria von jetzt auf gleich wild ihre Kleidung und schließlich den Boden der CALPYSO absuchte, auf der verzweifelten Suche nach dem einzigen Ring, den sie noch trug. *Seinen Ring*.

„Aber natürlich", flüsterte sie schließlich und hielt auf einen Schlag inne. „Die Werkstatt."

„Was ...?“ Ben kam nicht dazu, seine Frage zu vollenden. Ria machte bereits auf dem Absatz kehrt und eilte in Richtung des Ausganges zum Deck. „Wo willst du hin?“

„Ich muss zurück!“, rief sie entschieden und raste die Stufen hinauf.

„Ria, warte!“, rief Ben und war in wenigen Schritten bei ihr. „Das kannst du nicht! Da draußen ist immer noch dieser ...“

Wieder kam Ben nicht dazu, seinen Satz zu vollenden. Dieses Mal war es Rias Blick, der ihn auf einen Schlag zum Schweigen brachte. Sie sah ihn mit einer Entschlossenheit an, von der er genau wusste, dass nichts und niemand sie erschüttern würde. „Ben!“ Sie legte ihm eine Hand auf die Brust und ihre Berührung sandte Schockwellen durch seinen ganzen Körper.

Er hörte ihren Schmerz, ihre Verzweiflung und ihre Sehnsucht, als sie sprach. Er hatte nichts, was er dem entgegensetzten konnte. „Ich muss. Ich brauche ihn.“

✦ ✦ ✦

ENDE DER LESEPROBE

Wie geht es weiter?



»Der Ring der Pharaonen« gibt es signiert als Taschenbuch direkt bei mir im Shop.

Jetzt weiterlesen

shop.freyavonkorff.com

Neuigkeiten, Extras und Termine bekommst du über meinen Newsletter auf freyavonkorff.com.

IMPRESSUM

Leseprobe aus: Der Ring der Pharaonen (Die Atlantis-SAGA, Band 4)

Buch/Geschichte: © Dr. Freya Gräfin Kerssenbrock

Lektorat & Korrektorat: Berit Jarms, Andrea Wilk

Covergestaltung: © Ria Raven Coverdesign / www.riaraven.de unter Verwendung von Bildern aus Shutterstock

Rendsburger Landstraße 436, 24111 Kiel

www.freyavonkorff.com · info@freyavonkorff.com

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten.